

Risaku Suzuki (*1963, Japan)

9. Juni – 20. August 2016

Die zweite Einzelausstellung von Risaku Suzuki in der Christophe Guye Galerie folgt auf eine wichtige Ausstellung, die im Jahr 2015 unter demselben Titel in der Tokyo Opera City Art Gallery gezeigt wurde. Sie umfasst eine Auswahl von Werken aus den Serien „SAKURA“, „White“, „Water Mirror“ sowie „Between the Sea and the Mountain – Kumano“, die alle im Laufe der letzten sechs Jahre entstanden sind.

Japan hat die Zeit des schweren Traumas nach dem Tōhoku Erdbeben und dem darauffolgenden Tsunami durchlebt. Das Erdbeben von 2011 war das heftigste in Japan seit Beginn der modernen Messungen vor mehr als 100 Jahren; eine der katastrophalen Folgen war die Kernschmelze im Atomkraftwerk Fukushima Daiichi. Angesichts dieser traumatischen Ereignisse sind Suzukis Bilder aus seiner Heimatregion Kumano ein Rückzug in die Natur – um dort Trost zu finden? Üppige Wälder, das unberührte Meer, sanftes Sonnenlicht und zarte Kirschblüten vor dem Hintergrund eines tiefblauen Himmels füllen die Bilder. Tief in dem üppigen Grün ist die Perspektive jedoch die eines Kaleidoskops. In der Wasseroberfläche spiegelt sich die Umgebung; der Fokus liegt tief innerhalb der Wolke von rosa-weissen Blütenblättern. Diese Szenen machen den Betrachter schwindelig: er hat keine sichere Position, keinen sicheren Blickwinkel.

Die Gegend im südlichen Teil der Halbinsel Kii auf der Insel Honshū ist mit einem dichten, gemässigten Regenwald bedeckt – und sie ist zudem auch ein Pilgerort. Seit der Verschmelzung von Shintoismus und Buddhismus vor mehr als einem Jahrtausend gibt es das Ritual, über und um die Halbinsel zu wandern, um die drei Haupttheiligtümer der Region Kumano zu verehren. In Kumano ist die Natur zugleich auch Kultur.

Jedoch ist, wie Minoru Shimizu in seinem Essay über diese Werkgruppe darlegt, „jede Fotografie eines ‚authentischen‘ Kumano nichts anderes als eine gut gelungene Lüge“. Wie wir alle wissen, sind Naturbilder, auf denen keine Menschen zu sehen sind, heute weit verbreitet. Sie vermitteln die Illusion einer unberührten Umwelt, und sie belegen ebenfalls unsere räuberische Gier, diesen trügerischen Anblick zu erfahren, ihn zu dokumentieren und zu teilen. Die reale Erfahrung zeigt jedoch, dass die besten Ansichten von all den anderen Menschen, die sie fotografieren, verdorben werden.

Wenn Suzukis Werke von den Auswirkungen der digitalen Fotografie und ihrer Verbreitung durchdrungen sind, dann gilt dies auch für die Jahrhunderte des transkulturellen Austausches in der bildenden Kunst. Wie die kürzlich gezeigte Ausstellung Inspiration Japan im Kunsthhaus Zürich grossartig demonstriert hat, standen viele europäische Impressionisten und Postimpressionisten im Bann der japanischen Kunst; künstlerische Strömungen hatten die andere Richtung bereits zuvor gekreuzt. Suzukis Ansatz mit der ein Jahrhundert zurückliegenden europäischen Avantgarde zu vergleichen, mag zu weit hergeholt erscheinen, doch es steckt mehr dahinter als eine gemeinsame Thematik. So brachte beispielsweise Monets Bestreben, Veränderungen in der Natur zu beobachten, eine neue Zeitqualität in die Malerei – und Suzukis Fotografien haben alle mit dem Thema der Zeit zu tun. Diese Bilder zeigen eine aussergewöhnliche Zeitverdichtung, denn sie erforschen die Fotografie als ein Mittel, um mehr zu sehen, als Augen und Gehirn gemeinsam vermögen, und als Versuch, die gesamte Komplexität eines Augenblickes festzuhalten. Suzuki fotografiert das, was wir vielleicht mit einem Blick überfliegen, und er hält es mit all den Einzelheiten fest, die wir ausblenden müssen, um die Welt zu verstehen.

Somit zeigt sich, dass Suzuki ein komplexer Ausgleich gelingt. Dies ist keine Fotografie, die ihre Zeit oder ihr Erbe leugnet, sie kann vielmehr als eine klare Weiterführung dieses künstlerischen Erbes gesehen werden. Und doch ist sie ganz einfach: Wir betrachten die Natur. Suzuki befreit uns von dem alltäglichen (visuellen und akustischen) Lärm, der unsere Sinne abstumpft, sodass er uns in einen einzigen Augenblick mit hineinnehmen kann, um diesen wirklich zu sehen.

Aoife Rosenmeyer, Mai 2016